

Zum Einstieg in die Fernbeziehungsthematik wird es im Folgenden darum gehen, exemplarisch und tentativ einige Figuren aus Roland Barthes' (2014 [1988]) philosophisch-theoretischer Schrift *Fragmente einer Sprache der Liebe* mit Jennifer Hirtes (2000) qualitativer Studie *In weiter Ferne – so nah* in Verbindung zu bringen und mitunter zu kontrastieren, um aufzuzeigen, welche Diskursivierungen in diesem Feld aufzuscheinen und in welch unterschiedlicher Art und Weise dies geschieht. Die nachstehenden Ausführungen eröffnen die in den weiteren Kapiteln anzugehende empirische und theoretische Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Fernbeziehungen.

1.2 Zum Einstieg: Einige Figuren³ der (Fernbeziehungs-)Liebe

Die Notwendigkeit, das Buch *Fragmente einer Sprache der Liebe* (frz. Orig. *Fragments d'un Discours Amoureux*, 1977) zu schreiben, begründet der Philosoph und Literaturtheoretiker Barthes (2014) damit, dass der Diskurs der Liebe aus anderen Diskursen (wie etwa dem Diskurs der Wissenschaft) ausgeschlossen und »entweder ignoriert oder entwertet oder gar verspottet« (S. 13) worden sei. Im Jahr 1977, als Barthes' Buch erstmals publiziert wurde, war es offenbar unzeitgemäß, den Diskurs der Liebe zu verhandeln (vgl. ebd.). Unzeitgemäß und möglicherweise auch suspekt mag es allerdings auch heute noch anmuten, sich einem Forschungsgegenstand wie demjenigen der Fernbeziehungen anzunehmen. So könnte etwa der Einwand vorgebracht werden, dass fraglich sei, ob über diese Thematik überhaupt etwas mit einem wissenschaftlichen Anspruch gesagt werden könne, denn was Fernbeziehungen sind und worum es dabei geht, scheint auf den ersten Blick bereits weithin klar zu sein. Der Relevanz einer Studie, die sich dennoch dieses Forschungsgegenstands annimmt, soll im Folgenden unter anderem mit Roland Barthes (2014) und Jennifer Hirte (2000) nachgegangen werden, wobei aufgezeigt wird, wie die Thematik in den Blick genommen werden könnte, sodass scheinbar Altbekanntes in anderem Licht erscheinen mag und möglicherweise unerwartete Aspekte hervortreten können. Zweierlei ist bei diesem Vorhaben zum Einstieg in das Feld der Fernbeziehungsthematik von besonderer Wichtigkeit: Erstens sollen verschiedene Perspektiven darauf eröffnet werden, was unter Bezugnahme auf die divergierenden Positionen sowie Ansprüche der Arbeiten Barthes' und Hirtes versuchsweise und skizzenhaft angegangen werden soll, um einige erste Zugänge zum zu bearbeitenden Forschungsgegenstand zu ermöglichen. Zweitens wird im

³ Im Diskurs der Liebe ist für Barthes (2014) die Figur »der Liebende in Aktion« (S.16). Diskurs wird dabei aufgefasst als »Bewegung des Hin-und-Her-Laufens« (ebd., S.15), wobei die Figuren, die auch »Redebruchstücke« (ebd., S. 16) genannt werden können, den Diskurs konstituieren.

Fortgang der nachfolgenden Überlegungen darzulegen sein, dass in Bezug auf die (Fernbeziehungs-)Liebesthematik bei Weitem nicht alles klar ist und dass sich der Gegenstand vielmehr als durchaus komplex darstellt, da sich daran beispielsweise auch gesellschaftliche Machtverhältnisse aufzeigen lassen, die bei der wissenschaftlichen Bearbeitung dieses Themenkomplexes jedoch häufig ausgeklammert werden.

Was Barthes (2014) für Liebesbeziehungen allgemein festhält, scheint in besonderem Maße auch für Fernbeziehungen relevant zu sein, wenn er zur Figur des *Abwesenden* Folgendes notiert:

Nun gibt es aber keine andere Abwesenheit als die des Anderen: der Andere macht sich davon, ich bleibe da. [...] Die Abwesenheit des Liebenden geht nur in eine Richtung und lässt sich nur aus der Position dessen aussprechen, der dableibt – nicht von dem, der aufbricht: das immer gegenwärtige *ich* konstituiert sich nur angesichts eines unaufhörlich abwesenden *du*. (S. 27)

Aus dieser Überlegung geht hervor, dass das ›Drama‹ der Abwesenheit im Kontext eines Diskurses der Liebe Barthes (2014) zufolge nur aus der Perspektive derjenigen Person erzählt werden kann, die dableibt, und dass sich die ›bleibende‹ Person gleichzeitig aufgrund des immer abwesenden Anderen konstituiert. Allgemein ist es bei Barthes – wie er zu Beginn seiner Fragmente festhält – der Liebende selbst, der spricht (vgl. ebd., S. 23). Darauf macht auch Jergus (2011) in ihrer Studie *Liebe ist ... Artikulationen der Unbestimmtheit im Sprechen über Liebe* aufmerksam, wenn sie einen Aspekt des Vorgehens Barthes' dahingehend beschreibt, dass es ihm nicht darum gegangen sei, eine »theoretisch-beobachtende Position für sich reklamieren zu wollen, sondern vielmehr die Position des Liebenden selbst einzunehmen und von dort aus zu sprechen« (S. 139). In Waldenfels' (2013) Ausführungen zur Fremdheit kommt dies in ähnlicher Weise zum Ausdruck, indem er auf Husserl rekurrirend darlegt, dass sich Fremdheit »bezogen auf das jeweilige Hier und Jetzt, von dem aus jemand spricht, handelt und denkt« (S. 23) bestimmen lasse. Die räumliche wie auch die zeitliche Dimension sind im ›Hier‹ und im ›Jetzt‹ hervorgehoben. Im Zusammenhang mit einem weiteren räumlichen Aspekt konstatiert Waldenfels darüber hinaus, dass das Fremde nicht einfach an einem anderen Ort sei, sondern dass das Fremde selbst das Anderswo ist (vgl. ebd., S. 26).⁴ Der Leitgedanke der »leibhaften Abwesenheit« (ebd., S. 27) werde von Autoren wie Merleau-Ponty und Lévinas zugespitzt, »indem sie das Anderswo und die Abwesenheit ausdrücklich in die Bestimmung des Anderen und des Fremden aufnehmen« (ebd.). Auch

4 Waldenfels (2013, S. 26) bezieht sich dabei auf Merleau-Pontys (1986) *Das Sichtbare und das Unsichtbare*, wo im Kontext von Überlegungen zum Unberührbaren von einer »originäre[n] Form des Anderswo« (S. 320) gesprochen wird.

bei Waldenfels findet sich zudem ein Verweis auf Barthes (2014), bei dem das Fremde »als das originär Unzugängliche und originär Unzugehörige« (Waldenfels, 2013, S. 27) konstituiert werde und »in einer besonderen Art von Bezug, der durch einen gleichzeitigen Entzug charakterisiert ist« (ebd.), in Erscheinung trete. Darauf werde ich weiter unten im Zusammenhang mit der Figur des Unbegreiflichen zurückkommen. Diese phänomenologische Sicht von Waldenfels (2013) macht jedoch bereits an dieser Stelle deutlich, dass eine eingehende Auseinandersetzung mit Aspekten des Räumlichen im Zusammenhang mit Anwesenheit und Abwesenheit im weiteren Verlauf dieser Arbeit unerlässlich sein wird.

In der qualitativ-empirischen Interviewstudie von Hirte (2000), die sich der Thematik der Fernbeziehungen annimmt, wird das Thema der Abwesenheit des Anderen grundsätzlich anders verhandelt als in der theoretisch-philosophischen Abhandlung von Barthes (2014). Geht es bei dessen Figur des Abwesenden um den Anderen in seiner Totalität, spricht Hirte (2000) im Spezifischen von der Abwesenheit der körperlichen Nähe, die sie als Grund anführt, weshalb gerade Fernbeziehungspaare auf eine harte Probe gestellt seien: »Vielen Menschen erscheint ihre Fernbeziehung eine manchmal nicht zu bewältigende Herausforderung. [...] Doch endlich an einem Ort zusammen zu sein ist das Ziel ihrer Bestrebungen, da ihnen die körperliche Nähe zum Anderen fehlt« (ebd., S. 117). Bei Hirte (2000) wird das Führen einer Fernbeziehung in erster Linie als problematisch bestimmt, da sich hierbei im Unterschied zu anderen Formen von Paarbeziehungen ganz besondere Herausforderungen ergäben, die nicht zuletzt aus dem Fehlen körperlicher Nähe resultierten. Solcherart Herausforderungen verlangten nach bestimmten Bewältigungsstrategien. Hirte (2000) schlägt beispielsweise vor, verschiedene Kommunikationskanäle zu nutzen: »Diversität in der Mediennutzung zeigt mehr Seiten vom Partner und bietet darum der Beziehung *andere Chancen*« (S. 128). In diesem Vorschlag wird impliziert, dass sich das Fehlen körperlicher Nähe durch ein Kontakthalten auf verschiedenen Kommunikationskanälen – wenngleich nie vollumfänglich, so doch zumindest bis zu einem gewissen Grad – kompensieren lasse, wobei es für die betreffenden Paare von zentraler Bedeutung sei, »die alternativen Formen von Intimität kennenzulernen« (ebd.). Die Autorin erläutert dann jedoch nicht weiter, was darunter genau zu verstehen ist. Insgesamt scheint eine Fernbeziehung in der Studie von Hirte (2000) aber als aus mehr oder weniger bewältigbaren Herausforderungen konstituiert aufgefasst zu werden. Bei Barthes (2014) hingegen gibt es nichts zu bewältigen, sondern nur auszuhalten.

Das Warten scheint ein weiterer thematischer Strang im Diskurs der Liebe zu sein, der sich in beiden Texten finden lässt, und zwar in relativ ähnlicher Weise. Die Figur der *Erwartung* beschreibt Barthes (2014) als »Angstaufwallung, die durch das Warten auf das geliebte Wesen ausgelöst wird, nach Maßgabe kleiner Verspätungen (Verabredungen, Telephonanrufe, Briefe, Heimkehrverzögerungen« (ebd., S. 97). Das Warten auf ein Zeichen der Partnerin oder des Partners ist ein kon-

stitutives Moment jeder Paarbeziehung und das längere Ausbleiben eines solchen Zeichens versetzt die wartende liebende Person in einen Zustand größter Ungewissheit oder gar Angst. Barthes (2014) konkretisiert diesen eigentümlichen Zustand wie folgt: »Die fatale Identität des Liebenden ist nichts anderes als dieses *ich bin der, der wartet*« (S. 100). Ein räumlicher Aspekt im Moment des Wartens, des Dableibens, möglicherweise als eine Art Lähmung des liebenden Subjekts, findet sich in dieser Figur ebenso wie in der zuvor beschriebenen Figur des Abwesenden. Die Figur der Erwartung zeigt sich in der Untersuchung von Hirte (2000) in der Beschreibung der Situation eines Fernbeziehungspaares, die darin besteht, dass Paul für einige Monate allein in Marokko weilte, während seine Partnerin Sarah zu Hause blieb:

Er [Paul, Anm. MS] war länger in Marokko, ganz allein, Briefe waren seine ›life-line to the world‹, also schrieb er ständig an Sarah und auch an andere Freunde. Aber er erhielt keine Antwort. Zwei Monate lang erreichte ihn kein einziger Brief: ›I lost my mind in those couple of months‹. Erst gegen Ende seiner Reise wurde ihm klar, dass diese Briefe wahrscheinlich abgefangen wurden, und dass Sarah ihn nicht absichtlich schnitt. Ich schildere diese Episode deswegen, weil sie zeigt, wie leicht sich Misstrauen in eine Beziehung einschleicht, die größtenteils über Medien funktioniert. (S. 127)

An dieser Figur lässt sich die Bedeutung der medialen Vermitteltheit von Beziehungen verdeutlichen: Briefe und Anrufe (wie auch Text- oder Sprachnachrichten, E-Mails, Videochats etc.) spielen die zentrale Rolle, wenn es um die Ausgestaltung des Zwischenraums geht, der sich zwischen Liebenden, die eine Fernbeziehung führen, auftut. Medientechnologien unterschiedlicher Art verbinden die beiden Menschen, die gegenseitig darauf warten, dass sich die oder der Andere wieder meldet. Dieses Warten beinhaltet auch eine körperliche Dimension, die von Barthes (2014, S. 97) als »Angstaufwallung« bezeichnet und von Hirte (2000, S. 127) als »Misstrauen« aufgefasst wird, das sich in solchen Beziehungen, die zumeist medial vermittelt sind, einstellen könne.

Anhand einer weiteren Figur, nämlich derjenigen des *Fadings*, des Dahinschwindens, lassen sich diese Gedanken weiterführen:

Mittels des Telefons versuche ich fraglos, die Trennung zu leugnen [...]. Und dann ist der Andere dabei immer im Aufbruch begriffen; er entfernt sich auf doppelte Weise: durch sein Schweigen und durch seine Stimme: an wem ist es, zu sprechen? Wir schweigen gemeinsam: Stauung zweier Leeren. *Ich werde dich verlassen*, sagt jeden Augenblick die Stimme des Telefons. (Barthes, 2014, S. 109)

In dieser Passage kommt die Angst vor dem Verlassenwerden zur Sprache. Es ist dies eine Angst, die sich in jedem Moment einstellen kann und die einer Beziehung eine unvermeidliche Fragilität verleiht. Einerseits wird das Telefon gleichsam als

Brücke zum Anderen genutzt und andererseits hält diese mediale Brücke nicht, da sich der Andere immer weiter weg begibt. Das Schweigen und die Stimme bewirken beide dasselbe: Das Vergrößern der Entfernung zwischen dem Liebenden und dem Anderen und die im Schweigen und Sprechen zugleich gründende Potenzialität des Verlassenwerdens. Hirte (2000) führt in diesem Zusammenhang das Nichtverstandenwerden im Sprechen als erstes »Moment im Scheitern« (S. 127) an: Auf das Aneinandervorbeireden folge, dass man das Telefongespräch »mit einem schlechten Gefühl im Magen« (ebd.) beende. Die besondere Schwierigkeit, mit der sich gerade Fernbeziehungspaire konfrontiert sähen, wird hier wiederum dadurch zum Ausdruck gebracht, dass der Kontakt und die Kommunikation über das Telefon mit mehr Schwierigkeiten verbunden seien, als dies von Angesicht zu Angesicht der Fall wäre: »Wo in angesichtigen Beziehungen noch der Körper da ist, wenn man nichts zu sagen hat, ist hier Stille« (ebd.). Das Motiv des Fehlens der körperlichen Nähe, das als problematisch angesehen wird, manifestiert sich hier wie in der oben beschriebenen Figur des Abwesenden erneut und kommt beispielsweise auch bei Valentine (2006) im Zusammenhang mit internetbasierter Kommunikation zum Ausdruck: »The Internet allows people to stay in touch or get in touch but the absence of actual touch can serve only to accentuate the emotional pain of missing or longing for another body« (S. 388). Die Sehnsucht nach dem Körper des geliebten Anderen löst ›emotionalen Schmerz‹ aus, wobei – wie bereits bei der Figur der Erwartung – eine körperliche Dimension thematisch wird, die in einem Zusammenhang mit der medialen Vermitteltheit der Beziehung steht.

Im Folgenden wird eine vierte Figur, die im Kontext des Diskurses um Fern- und Liebesbeziehungen zentral erscheint, exemplarisch skizziert. Dabei handelt es sich um die Figur des *Unbegreiflichen*, zu der Barthes (2014) Folgendes notiert:

Ich sehe mich in den folgenden Widerspruch verstrickt: einerseits glaube ich den Anderen besser zu kennen als irgend jemand sonst und bestätige ihm das triumphierend (›Ich, ich kenne dich. Nur ich kenne dich wirklich!‹); und andererseits wird mir häufig handgreiflich klar: der Andere ist undurchdringlich, unauffindbar, unheilbar; ich kann ihn mir nicht öffnen, nicht in seinen Ursprung eindringen, das Rätsel nicht lösen. Woher kommt er? Wer ist er? Ich mühe mich ab, ich werde es niemals wissen. (S. 218)

Diese Figur erinnert an Simmel (1992), der in seinem *Exkurs über den Fremden* feststellt, dass »leicht auch in die engsten Verhältnisse ein Zug von Fremdheit« (S. 769) komme (vgl. hierzu auch die Ausführungen in Kap. 2.4: Fernbeziehungen unter dem Blickwinkel von Intimitätsdiskursen). Der oder die Andere scheint zugleich sowohl vertraut als auch rätselhaft und unbegreiflich zu sein. Mit diesem Widerspruch sieht sich der oder die Liebende unweigerlich konfrontiert. Bei Barthes (2014) erlangt das liebende Subjekt das Bewusstsein, dass das Unbegreifliche im Anderen oder das Unbekannte, das der oder die Andere ist, nie getilgt werden kann,

dass man also nicht »um so [sic!] mehr versteht, je mehr man liebt« (S. 219). Der oder die Liebende gelange »zur Erkenntnis der Unerkennbarkeit«⁵ (ebd.), die mit einer Unruhe einhergehe, »im Grunde jemand Unbekannten zu lieben, der auch immer unbekannt bleiben wird« (ebd.). Wie oben zur Figur des Abwesenden bereits ausgeführt wurde, tritt das Andere so als grundlegend unzugänglich auf, wobei die Beziehung gleichzeitig durch einen Bezug wie auch einen Entzug bestimmt wird (vgl. Waldenfels, 2013, S. 27). Diese paradoxe Bestimmung führt Waldenfels (2013) für die Erfahrung der Fremdheit unter Verweis auf Husserl dahingehend aus, dass das Unzugängliche nicht als Gegensatz zum Zugänglichen verstanden werden könne, sondern dass vielmehr zu vermuten sei, »daß etwas da ist, indem es nicht da ist und sich uns entzieht« (ebd., S. 29).

Die Figur des Unbegreiflichen findet sich in der Fernbeziehungsstudie von Hirte (2000, S. 121f.) nur *ex negativo*, und zwar insofern, als das Unbegreifliche im Anderen durch mediatisierte Kommunikation gleichsam zu minimieren und durch die Nutzung unterschiedlicher Kommunikationsmedien ein möglichst differenziertes Bild vom Anderen anzustreben sei. Unter Bezugnahme auf Goffman versteht Hirte (2000) unter ›Image‹ »die verschiedenen Facetten, die man in unterschiedlichen sozialen Situationen nach außen projiziert« (S. 121). Das ›Image‹ wird vom Gegenüber eingeordnet und in diesem Vollzug gewissermaßen zu einem Bild, einer Vorstellung vom Partner bzw. von der Partnerin. Dieses Bild des Anderen kann mit dessen Realität jedoch niemals zur Deckung kommen, wie Nancy (2008) festhält:

Ce n'est pas sans risque, sans de très grands risques. Nous pouvons nous tromper et nous pouvons confondre l'image de l'autre que nous avons en nous, l'autre tel que nous le voyons, avec la réalité de l'autre qui est forcément différente. Tout l'exercice de l'amour consiste à faire des allers-retours entre l'autre réel et l'image si forte que j'ai de lui. (S. 35)

Wenngleich Hirte (2000) wohl nicht notwendigerweise von einer prinzipiellen Unmöglichkeit einer Deckungsgleichheit von Bild und Realität des Anderen ausgeht, so erachtet sie die Rahmenbedingungen für diesen fort dauernden Abgleich in Fernbeziehungen als noch komplexer als in ›Nahbeziehungen‹, wo viel häufiger angesichtig kommuniziert werden könne. Wie dies bereits oben bei einigen der beschriebenen Figuren zur Sprache gekommen ist, werden die besonderen Schwierigkeiten, mit denen sich Fernbeziehungspaare konfrontiert sähen, hier erneut hervorgehoben. Die Etablierung eines möglichst differenzierten Bildes des Anderen müsse insbesondere in Fernbeziehungen fragil bleiben, denn die Entstehung einer »Diskrepanz zwischen Vorstellung und Erscheinung« (ebd.,

⁵ Im französischen Original heißt es: »[...] j'accède à la connaissance de l'inconnaissance« (Barthes, 1977, S. 162).

S. 122) sei stets möglich. Hirte (2000) hält es zwar für vorstellbar, »den anderen auch auf Entfernung zu verbildlichen« (ebd.), konstatiert aber gleichwohl, dass »immer wieder ein Abgleich mit der angesichtigen Realität des Gegenüber [sic!] nötig« (ebd.) sei.

Auf der Grundlage dieser ersten skizzenhaften Überlegungen zum Phänomen der Fernbeziehungen, die insbesondere anhand der Arbeiten von Barthes (2014) und Hirte (2000) angestellt wurden und in denen sich bereits unterschiedliche normalisierende Vorstellungen hinsichtlich naher sozialer Beziehungen manifestieren, wird im nachfolgenden Kapitel 2 den Fragen nachzugehen sein, wie Fernbeziehungen als ›Spezialform‹ von Paarbeziehungen konstituiert werden und welche unterschiedlichen Bedeutungsstrukturen, die hegemoniale Wirkmächtigkeit erlangen können, nahen sozialen Beziehungen jeweils in unterschiedlichen disziplinären Kontexten zugeschrieben werden. Hierbei wird es erforderlich sein, den Begriff der Intimität in den Mittelpunkt der Überlegungen zu rücken, denn die Problematik der Normalisierung zeigt sich am Phänomen der Fernbeziehungen besonders deutlich da, wo die Annahme formuliert wird, dass zur Etablierung einer Sphäre von Intimität physische Nähe (etwa durch einen gemeinsamen Wohnort) und häufige Face-to-Face-Kommunikation unabdingbar seien. Die Auseinandersetzung mit solchen Annahmen ermöglicht Einsichten im Hinblick darauf, was in Bezug auf nahe soziale Beziehungen als ›normal‹ angesehen wird und wie gerade Fernbeziehungen von normalisierten Vorstellungen von Paarbeziehungen abweichen.

